Der Onkel aus Indien.

Sensations-Roman von Pierre Saales.

(5. Fortsetzung.)

„Ich liebe dergleichen Schauspiele", fuhr er fort, „sie versetzen mich in eine angenehme Erregung. An jenem Morgen ritten wir wie gewöhnlich frühzeitig aus. Zufällig kamen wir an das Thor, welches von Auteuil nach Boulogne führt. Plötzlich bemerkte ich eine Menge von Leuten, welche gegen Boulogne zu liefen; neugierig folgte ich denselben und fragte nach dem Grund des Auflaufs. Man antwortete mir, es sei bei Farades eine polizeiliche Untersuchung im Gange. Ich drang durch die Menge bis zu dem Eingange des Farades'schen Gartens vor. Ich hätte mich gerne bis zum Brunnen vorgedrängt, allein der Untersuchungsrichter verweigerte Jedem den Zutritt in den Garten. Aber ich glaube, Sie täuschen sich, Herr Jacques Belizay, wenn Sie meinen, man habe nunmehr erst die richtige Spur entdeckt."

„Und warum dies?" entgegnete Jacques.

„Weil man die wahre Spur schon längst gefunden und von Anfang an festgehalten hat."

Jacques wollte entrüstet auffahren, doch wurde er von Paul noch rechtzeitig zurückgehalten.

„Ja", fuhr Klimpson unbeirrt fort, „ein Blick auf die bestürzten Gesichter der Brüder Farades, als man sie vor die Leiche führte, genügte, um sich klar zu werden, daß nur sie die Schuldigen sein können. Allein der Franzose liebt das Romanhafte, er sucht nach Geheimnissen, wo die Erklärung offen zu Tage liegt."

Klimpson schwieg. Der Stutzer Pecheret klemmte sein Monocle in's Auge und fixirte Jacques in geckenhafter Weise:

„Kapitaler Spaß, zwei Tage unter falscher Anklage im Gefängniß zuzubringen, kolossales Vergnügen! Wie? Gratuliere!"

Damit drehte er den beiden jungen Leuten den Rücken, um seine Dummheiten in den anderen Sälen zum Besten zu geben.

„Wollen Sie mir das Vergnügen gönnen, mich Lady Klimpson vorzustellen?" wandte sich Jacques an den Hausherrn.

„Selbstverständlich, mein junger Freund", entgegnete dieser bereitwillig. „Da kommt sie gerade auf uns zu...... Mein liebes Kind, Du erlaubst......"

Er hielt plötzlich inne und warf einen strengen Blick auf Jacques und seine Gemahlin; er hatte bemerkt, wie sie beide bei ihrer Annäherung merklich zusammengezuckt waren.

Lady Klimpson glich vollständig dem Bilde, das Paul Merseins von ihr entworfen hatte. Sie war die schönste und blendendste von allen Damen, die den Saal belebten. Sie war an diesem Abend ganz in Roth gekleidet; ihr Körper schmiegte sich wunderbar an ihre reizende Umhüllung von Satinstoff und weichstem Atlas; die Haare trug sie nach antiker Weise in einem Knoten gebunden und von einem rothen Bande zurückgehalten, das mit blitzenden Diamanten voll besäet war. Auch in dem Kleide funkelten die Edelsteine.

Die Ueberraschung Jacques' und seiner schönen Nachbarin zeigte sich nur einen kurzen Augenblick; sie gewannen beide ihre äußerliche Ruhe wieder, und erwarteten die einleitenden Worte Klimpsons.

„Mein liebes Kind," wiederholte dieser, „ich stelle Dir Herrn Jacques Belizay vor, dessen Namen Dir sicherlich nicht unbekannt sein wird."

„Wahrhaftig," entgegnete Lady Klimpson mit melodischer Stimme, „mein Vater hat in seinen Briefen nicht selten Ihren Namen genannt."

Jacques verbeugte sich, aus Furcht, eine Unvorsichtigkeit auszusprechen, ohne ein Wort zu erwidern. Lady Klimpson fuhr fort:

„Sie werden weder meine Mutter noch meine Schwestern jemals gesehen haben, da sie mein Vater beständig mit ängstlicher Eifersucht bewacht. Sie leben unweit des Dorfes Kitenah in den Gärten der großen Pagode. Sie werden ohne Zweifel dort schon durchgekommen sein."

Jacques stammelte einige Worte, die als Bestätigung des Gesagten gelten konnten.

Neue Gäste drangen in die Gemächer und die Herrin des Hauses konnte sich von den beiden Freunden verabschieden, ohne weiteres Aufsehen zu erregen.

Nur Klimpson schien zu ahnen, daß hier etwas Besonderes vorgefallen sein müsse.

Jacques und Paul entfernten sich langsam und begaben sich in den Garten.

„Bleiben wir hier," sagte Paul.

„Nein, gehen wir, so weit wir können!"

„Fürchten Sie sich?"

„Ich brauche Ruhe, ungestörte Ruhe, um Sie zu sprechen."

Er führte den Freund bis an's äußerste Ende des Gartens in der Nähe der Eisenbahnlinie.

„Hier wird uns Niemand belauschen. Setzen Sie sich nur, lieber Paul."

„Bei Gott! Erklären Sie mir, was diesen geheimnißvollen Andeutungen zu Grunde liegt! Woher diese Ueberraschung, als Klimpson uns seine Gemahlin vorstellte? Sie schien in der That einen Augenblick völlig verwirrt."

„Kein Wunder, lieber Freund:"

„So reden Sie. Ich vermuthe einen Roman oder Aehnliches."

„Ich habe Ihnen schon früher mitgetheilt," begann Jacques, „daß mein hauptsächliches Geschäft darin besteht, fremde Länder zu bereisen, um die dortigen Erzeugnisse: Teppiche, Vasen, Malereien u. s. w. für mein Geschäftshaus zu erwerben. Es sind dies weniger Geschäftsausflüge, als Forschungsreisen."

„Und auf einer solchen Reise haben Sie die indische Prinzessin von Kitenah kennen gelernt?"

„Vernehmen Sie," fuhr Jacques in seiner Erzählung fort, „daß Kitenah, der Vater, die Schwester, die Pagode im heiligen Garten nichts weiter als Erfindungen der Lady Klimpson sind!"

„Unmöglich!" rief Paul verwundert aus, „aber die wahre Geschichte!"

„Sie ist womöglich noch wunderbarer," versetzte Jacques, „nur ist sie nicht so glänzend......"

„Wohlan, ich höre!"

„Als ich zum ersten Mal das Thal von Kaschmir besuchte, verbrachte ich die Nacht in einer Art Schenke, die von Engländern unterhalten wurde. Es hatte dieses Gasthaus weiter gar nichts Wunderbares an sich: nur war es inmitten eines Dörfchens gelegen, dessen ideale Schönheit mir niemals aus dem Gedächtniß schwinden wird. Als ich am Abend mit den andern Gästen, rauchend in einem Winkel sitzend, in jenem Hause verweilte, vernahmen wir plötzlich das Geräusch des Tamburins, und kurz darauf sahen wir eine Anzahl junger Tänzerinnen in das Zimmer eintreten. Sie führten einen wunderbar graziösen Reigen auf, sammelten hierauf bei den Anwesenden einige kleine Münzen und verschwanden ebenso rasch, wie sie erschienen waren. Eine von ihnen hatte mich augenblicklich durch ihre zauberischen Reize bestrickt. Ich erhob mich, um ihr zu folgen, doch der Wirth hielt mich zurück.

„Das wird Sie wenig nützen," sagte er, „sie sind alle wie die Schlangen, sie entschlüpfen Jedem, der sie haschen will."

„Trotzdem begab ich mich, theils von der Neugierde, theils von der Langeweile getrieben, ins Innere des Dorfes und blieb den Mädchen hart auf den Fersen."

„Sie traten in ein niederes Häuschen ein. Ich wartete außen. Nach kurzer Zeit kamen sie wieder zum Vorschein. Sie trugen Krüge und schritten nach der nahen Schlucht, augenscheinlich um Wasser zu schöpfen."

„Sie folgten ihnen?" warf Paul ein.

„Ich begab mich ebenfalls in die Schlucht und war so glücklich, das Mädchen zu treffen, welches meine Sinne bestrickt hatte. Zuerst schien sie vor mir zu fliehen, doch ich zeigte ihr eine Geldmünze. Sie kam zurück, nahm das Geldstück und lächelte. Sie verstand ein wenig Englisch. Ich frug sie, ob sie einwillige, vor mir allein zu tanzen; sie gab ihren Begleiterinnen ein Zeichen mit der Hand, worauf sich diese entfernten. Dann sang sie leise und begann den gleichen wunderbaren Tanz, der mich schon in der Schenke hingerissen. Ich war entzückt. Ich gab ihr ein zweites Geldstück; sie nahm es immer lächelnd; ich wollte sie küssen...... doch sie entschlüpfte mir, und entfloh in der Nacht."

„Sie folgten ihr nicht?"

„Vergebens suchte ich ihre Spur zu finden; sie blieb verschwunden."

„Am nächsten Morgen reiste ich nach Kaschmir. Erst als ich in jenem entzückenden Thale angekommen war, wurde mir klar, welchen Eindruck das schlanke Hindumädchen auf mir zurückgelassen hatte. Ihre blauen Augen, ihre schwarzen Haare, ihre wundersame Gestalt, das alles ging mir beständig durch den Sinn...... kurz, ich war in sie verliebt. Bei meiner Rückkehr von Kaschmir stieg ich in der gleichen Schenke ab."

„Und das Hindumädchen erwartete Sie sehnsüchtig?" warf Paul dazwischen.

„Ich versichere Sie, daß ich nur dort verblieb, um sie wieder zu sehen. Wirklich erschienen wieder die Mädchen und tanzten wie beim ersten Mal."

„Doch die Gesuchte war nicht darunter......"

„Ich ließ den Wirth rufen und fragte nach meiner Tänzerin."

„Die kleine Fadejah?" sagte dieser, „hören Sie nur auf den Gesang ihrer Gespielinnen."

„Sie sangen eine Romanze, deren Inhalt ich mehr errathen als verstehen konnte."

„Fadejah," sangen sie, „ward durch die falschen Worte eines fremden Mannes berückt; sie hatte vor ihm allein getanzt und hatte sich blenden lassen von dem zauberischen Glanz seines Goldes, welches er ihr gegeben hatte; verschwunden war am nächsten Tage Fadejah, verschwunden war der fremde Mann; er hat Fadejah getödtet und getrunken hat er ihr süßes Blut."

„Was soll dies," rief ich aus, „was sollen diese letzten, dunklen Worte?"

„Die Geschichte ist einfach," versetzte der Wirth, „ein Franzose, der hier durchkam, hat Fadejah gesehen, ihr Geld gegeben, und ist mit ihr verschwunden. Wahrscheinlich hat er sie mit nach Calcutta genommen, doch haben wir seither nichts mehr von ihr gehört."

„Sie war sogar bis Frankreich geflohen?" sagte Paul.

„Noch nicht", entgegnete Jacques, „diese kleine Enttäuschung hatte mich traurig gestimmt. Ich reiste nach Calcutta zurück, und verschmähte es damals, an allen den Vergnügungen theil zu nehmen, welche sich die jungen Leute in einer orientalischen Stadt zu gönnen pflegen. Während ich den Dampfer erwartete, bereiste ich die Umgegend, studirte das Land und brachte meine Nächte in den kleinen umliegenden Ortschaften zu."

„Eines Nachts irrte ich an den Ufern des Ganges rastlos umher; der Mond spiegelte sich im magischen Glanze in den Fluthen des Stromes und verlieh dem hohen Gesträuch eine weißliche fremdartige Färbung. Mehr und mehr versank ich in tiefe Bewunderung über die wunderbaren Reize dieser nächtlichen Landschaft."

„Plötzlich vernahm ich Schritte an meiner Seite, Mädchen eilten vorüber und sprachen mit leiser Stimme. Es schien mir, als kenne ich eine jener sanften Stimmen."

„Fadejah!" rief ich unwillkürlich. Alsbald trat eine Gestalt auf mich zu. „Was willst Du", sagte Fadejah, denn sie war es.

Ich ergriff ihre Hand und küßte sie. Sie sah mir in's Auge und erkannte mich.

„Ich erinnere mich," sagte sie, „Du bist der fremde Mann, der mich so reich beschenkte, Du kennst mich noch?" Und dabei lächelte sie wieder. „In jenem Dorf, wo Du mich damals fandest," fuhr sie fort, „da hielt man mich beinahe in Sklaverei. Was ich von Fremden erhielt, wurde mir weggenommen. Ich verbarg aber, was Du mir schenktest, in meinem Kleide und entfloh. Ich habe jetzt einen anderen Herrn, er ist sanfter gegen mich und erlaubt mir, Abends auszugehen."

Ich mußte stets die Hälfte von dem, was sie sagte, errathen, denn damals verstand ich die hindostanische Sprache nur wenig. Ich bat auch um keine weiteren Aufklärungen. Ich war dem Zufall dankbar, welcher mir das Mädchen gesandt hatte. Ich behielt sie bei mir und verbrachte die ganze herrliche Nacht mit ihr an den Ufern des märchenhaften Stromes.

„Und am nächsten Morgen?" frug Paul.

„Am nächsten Morgen hatte ich das Nöthige zu meiner Einschiffung zu besorgen. Es war mir unmöglich, mich an jenem Plätzchen wiedereinzustellen, wie ich mit Fadejah verabredet hatte. Zwei Tage später war ich auf hoher See."

„Und noch immer verliebt?"

„Ich glaube nicht; ich denke vielmehr, ich war geheilt; denn als ich mir die ganze Sache überlegte, kam sie mir doch nur ziemlich gewöhnlich vor; ich schämte mich offenbar und hätte mich gescheut, sie meinen Freunden zu erzählen, aus Furcht, mich lächerlich zu machen. Und als ich zum zweiten Male in Calcutta landete, gedachte ich nicht mehr der englischen Schenke am Ganges."

„Die Schenke hatten Sie vergessen," lachte Paul, „Fadejah indessen......"

„Das Schicksal wollte es," unterbrach ihn Jacques, „denn kaum hatte ich den Fuß auf indischen Boden gesetzt, als mich auch wieder Fadejah's Bild umschwebte. Erbost gegen mich selbst, entschloß ich mich, diese abenteuerliche Liebe durch eine andere zu ersticken. Ich irrte in der Stadt umher, stürzte mich in alle öffentlichen Vergnügungen, nur um zu vergessen, nur um das Bild, das mich beständig quälte, durch ein anderes zu verdrängen. So befand ich mich einst in einem Tempel, in welchem Bajaderen ihre Tänze aufführten. Der Tempel war in Holz gebaut und mit Malereien überdeckt. Die Zuschauer lagerten auf Teppichen und Kissen an der Seite und schauten rauchend und trinkend dem Spiele zu. Auf einer Estrade saßen Eingeborene, welche vermittelst Pauken und primitivsten Saiteninstrumenten eine monotone Weise spielten."

„Zuerst langweilte ich mich auch hier; die Mädchen waren schön, aber gewöhnlich; und diese ewig gleiche eintönige Musik reizte schließlich meine Nerven auf."

„Ich wollte mich gerade entfernen, als eine Bewegung durch die Zuschauer ging; man hörte überall den Ruf:

„Da ist sie, da ist sie!......"

„Ich drehte mich um. Während die Musikanten weiter spielten, und die Mädchen ungestört weiter tanzten, vollzog sich im Zuschauerraum eine Aenderung; man hatte einen weiten Kreis gebildet und in der Mitte einen Teppich ausgebreitet."

„Durch eine Seitenthür trat plötzlich ein verschleiertes Mädchen ein; sie trug in der Hand ein Tamburin und schritt bis in den Kreis. Hier folgte sie den rythmischen Bewegungen der andern Tänzerinnen; doch war ihr Tanz viel weicher und von ungemein größerem Reiz. Immer lebhafter drehten sich die Mädchen; allmälig schien auch in die monotone Musik ein gewisses Feuer einzudringen. Meine Nervosität hatte sich bis zur fieberhaften Aufregung gesteigert, und wenn ich nicht gefürchtet hätte, eine Unvorsichtigkeit zu begehen, so wäre ich aufgesprungen, um dem Mädchen den Schleier zu entreißen!"

„Plötzlich warf sie selbst den Schleier ab, und ich sah Fadejah......Fadejah, so schön wie ich noch nie ein Weib gesehen hatte!"

„Nun sang man eine weiche, wehmüthige Weise. Ich blickte sie sehnsüchtig an, machte ihr Zeichen mit der Hand, doch sie beachtete mich nicht."

„Ich glaubte, Sie hätten Fadejah vergessen?" meinte Paul.

„Sie sehen, ich sollte sie nicht vergessen! Endlich hielt sie in ihrem Tanze ein und machte die Runde mit ihrem Tamburin. Man gab ihr reichlich; es war ersichtlich, daß sie der Liebling Aller war. Als sie bei mir vorüberging, flüsterte sie in englischer Sprache:

„Bleib, ich erwarte Dich."

„Diese vier Worte hatten mich bezwungen."

„In irgend welcher Vorstadt von Paris hätte die ganze Sache nur wenig Eindruck auf mich gemacht; dort, dort vermochte ich nicht anders zu handeln......"

„Ich trat aus dem Tempel, lief um das hölzerne Gitter, welches das ganze Gebäude umgab, und stellte mich vor die Thüre, durch welche Fadejah kommen mußte."

„Bald zeigte sie sich, in ein schwarzes Tuch gehüllt. Sie schlüpfte hinter zwei Männern hervor und sprang auf mich zu, sobald sie mich erblickt hatte. Sie sagte nur ein Wort:

„Fliehen wir."

„Wir eilten rasch bis in ein Gäßchen, dort stieß sie mich lebhaft an."

„Verbergen wir uns," flüsterte sie, „man folgt uns. Bücke Dich zur Erde nieder." — „Wirklich folgten uns die beiden Männer, welche ich hatte aus dem Tempel treten sehen. Ich wußte nicht, wohin mich dies Abenteuer noch führen werde, und meine Rolle als Held und Retter begann mir unbehaglich zu werden. Indessen entfernten sich die Männer, ohne uns bemerkt zu haben."

„Dies waren meine Wächter," erklärte Fadejah, „wenn sie mich finden, werden sie mich schlagen; in dem englischen Viertel dürfen sie mir aber nichts mehr thun."

„Ich muß gestehen, daß mir nicht ganz wohl zu Muthe war. Der Ganges floß ganz in der Nähe, und es ist bekannt, daß er keine Netze enthält, um den Unvorsichtigen aufzufangen, der sich in seine Fluthen stürzen läßt."

„Wir schritten vorsichtig weiter und hatten bald den indischen Stadttheil glücklich hinter uns; wir traten jetzt in eine hell erleuchtete europäische Straße ein."

„Wir waren gerettet."

„Von welcher Gefahr? Ich habe es niemals verstanden! Doch schien es, wir waren gerettet. Fadejah betheuerte es mir."

„Wie lange dauerte diese neue Liebe?" fragte Paul.

„Am folgenden Morgen verließ ich Calcutta, um meinen gewohnten Geschäften nachzugehen."

„Und Fadejah?"

„Ich ließ sie in meinem Hotel zurück, nachdem sie versprochen hatte, mir zu schreiben, was sie nach meiner Abreise zu thun gedenke. Sieben Monate verweilte ich in den Bergen, worauf ich nach Calcutta zurückkehrte."

„Und Fadejah? War sie noch in dem Hotel?"

„Keine Spur mehr von Fadejah; weder ein Brief noch das geringste Zeichen von ihr. Und doch sah ich sie wieder. Zwei Tage vor meiner Rückreise nach Europa schritt ich durch die Hauptstraße von Calcutta, als ich plötzlich eine prächtige Equipage vorüberrollen sah. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich mein Hindumädchen in dem Wagen erkannte! Ich erkundigte mich bei den Vorübergehenden nach den Insaßen der Equipage, doch Niemand vermochte mir Auskunft zu ertheilen. Nur ein englischer Geistlicher, den ich befragte, hob die Arme gen Himmel und rief:

„Shocking! Dreadful!"

Fadejah war wie eine Gräfin gekleidet, und saß in feiner Gesellschaft. Sie hatte wirklich Carriere gemacht! Von da an hatte ich sie bald vergessen."

„Und als Sie nun zum dritten Mal Indien bereisten?"

„Auf dieser dritten Reise sah ich weder Gräfin noch Tänzerin mehr......"

Die Freunde schritten an ein Fenster, aus welchem die Stimmen der Plaudernden deutlich in den Garten hinaus drangen.

„Singen Sie uns doch eine indische Romanze," hörten sie Pecheret sagen. Kurz darauf ertönten Accorde auf dem Piano, und Lady Klimpson's Stimme sagte:

„Begleiten Sie in Moll und sehr langsam; und gehen Sie allmälig in ein rascheres Tempo über."

Sie stellte sich inmitten des Saales. Obwohl sie ruhig stand, konnte man bemerken, wie sie mit ihrem Oberkörper wellenartige, rythmische Bewegungen machte, ihr Busen hob und senkte sich wie unter einer gewaltigen Gemüthsbewegung. Man hörte ihre Stimme zuerst leise, dann anschwellend in monotonen Weisen unverständliche Worte singend, wie in Klagen sich erheben und nach und nach in seltsamen Modulationen langsam verhallen.........

Alle Zuhörer drängten sich heran, von dem seltsamen Reiz mächtig ergriffen.

In einer Fenstervertiefung stand Mr. Klimpson und erfreute sich des Triumphes seiner Gattin.

Als sie unter stürmischem Applaus geendet hatte, sagte Paul Merseins zu Jacques:

„Nun, mein Lieber, sind Sie befriedigt?"

„Ja," entgegnete dieser, „denn was sie sang, war unser gemeinsames Abenteuer in Calcutta!"

Im Schleier der Nacht.

Die meisten Gäste hatten sich verabschiedet; in den halb geleerten Sälen bildeten sich Gruppen junger Leute, welche noch allerlei Scherz zusammen trieben.

Paul und Jacques verließen den Garten und traten wieder in das Haus ein.

„Wollen wir gehen?" fragte der erstere.

„Lieber Paul," entgegnete Jacques, „Sie sind wie alle Pariser: sehr geschickt und scharfsichtig in der Beurtheilung Pariser Verhältnisse; aber alles Ausländische läßt Sie kalt und unberührt. Sie lassen es auf der Seite liegen, sehen es nur vorübergehend an und wenden sich so bald wie möglich Anderem zu. Ist es nicht so? Haben Sie nicht soeben den Wunsch geäußert, sich von hier zu entfernen?"

„Allerdings, was sollte uns auch hier noch weiter interessiren?"

„Alles."

„Gehen Sie! Was Lady Klimpson anbelangt, so mögen Sie sich getäuscht, oder die Wahrheit gesagt haben: auf alle Fälle bleibt der Reiz Ihrer Erzählung bestehen. Ist sie wirklich keine Andere, als Ihre indische Tänzerin, so gleicht sie eben ganz jenen Mädchen der Pariser Vorstädte, die in kleinen Bier- und Weinschenken ihre Laufbahn beginnen, für die Boulevards reifen und sich von dort aus an irgend einem Operetten-Theater engagiren lassen. Mit einem schwachen Ansatz von Stimme, finden sie dann meist irgend einen reichen Bankier, der ihren Aufwand unterhält; sparen sie nur einigermaßen, so wird es ihnen leicht, sich zu verheirathen. Man trifft ihrer jeden Tag genug in der Pariser Gesellschaft; sie sind mit aller Welt bekannt und haben ihre Verbündeten. Wenn nun diese Lady Klimpson wirklich zu der Sorte gehört, so ist sie ihrer jetzigen Stellung zum mindesten gewachsen. Ihr Haus ist reizend eingerichtet, ihre Equipagen, ihre Toiletten erregen Aufsehen, und sie empfängt die feinste und eleganteste Gesellschaft von Paris."

„Doch ihr Geheimniß?" unterbrach ihn Jacques.

„Welches Geheimniß?"

„Das Geheimniß ihres Lebens! Es birgt doch jede Frau, welche auf außerordentliche Weise zu einer derartigen Stellung gelangt, ein Geheimniß auf dem Grunde ihrer Existenz."

„Sie erreichen es oft nur durch die glückliche Verkettung der Umstände."

„Oder durch eine Intrigue, durch ein Gewebe, dessen Schlingen unsichtbar und unzerreißbar sind."

„Sie sehen überall Abenteuer und Romane."

„Weil sie bestehen."

„Gestehen Sie doch lieber ein, daß Sie noch immer sterblich in die schöne Indierin verliebt sind."

„Keineswegs. Sie interessirt mich eben."

„Und indem Sie sich um sie allein bekümmern, vergessen Sie, daß Sie geschworen haben, einer andern Sache Ihre volle Kraft und Aufmerksamkeit zuzuwenden."

„Ich vergesse nichts. Kommen Sie in den Salon, jetzt können wir Alles mit Ruhe beobachten."

Paul lächelte ein wenig verächtlich, doch folgte er willig dem neuen Freunde. Sie waren sich bei der Verschiedenheit ihrer Charaktere im Grunde herzlich zugethan. Paul suchte sein Ziel mit kaltem Blute, durch Anwendung einfacher Mittel zu erreichen, während Jacques dem gleichen Ziel vermöge seiner Einbildungskraft nahezukommen strebte.

Er fühlte sich geärgert, als Paul geäußert hatte, er sei noch immer verliebt in Lady Klimpson.

Nein, er war nicht mehr verliebt in jene exotische Abenteurerin! Es schwebte ihm beim Kampfe gegen diese alte Leidenschaft das Bild Johannas vor Augen. Zwar war es noch nicht jene heiße Liebe, die er für das sanfte Mädchen empfand, allein der bloße Gedanke an sie gab ihm Kraft und Ruhe. Es war das allmälige Aufkeimen einer ersten dauernden Liebe, die immer mehr in seinem Herzen Platz zu greifen begann.

„Wo haben Sie nur Beide gesteckt?" rief Lady Klimpson den beiden jungen Leuten bei ihrem Eintritt entgegen, „mein Gemahl suchte Sie vorhin vergebens."

Ohne irgend ein Zeichen der Befangenheit hatte sie diese Worte gesprochen, und Klimpson, der sie scharf beobachtete, hatte nichts Besonderes mehr bemerken können.

Man machte den jungen Leuten Platz, und sie setzten sich zu der Gruppe, welche Klimpson, dessen Gemahlin, Pecheret und einige andere junge Gecken vereinigte, um mit diesen noch einige Erfrischungen zu sich zu nehmen.

Die Unterhaltung war bald im besten Gange. Man hüpfte von einem Gegenstand zum andern; Geschichten von Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Hochzeiten, und alle Ereignisse der Pariser Scandalchronik kamen zur Sprache. Lady Klimpson war von Allem unterrichtet. Sie berührte jede Frage mit einem Anflug von boshafter Ironie; ganz wie die Pariserin, welche noch niemals über ihre Mauern hinauskam und alle Schliche im Leben und Treiben der eleganten Welt von Grund aus kennt.

„Es muß doch seltsam für Sie sein," wandte sich im Laufe des Gesprächs Paul plötzlich an Lady Klimpson, „das europäische Leben mit demjenigen Ihres Landes zu vergleichen."

„Meines Landes........." entgegnete Lady Klimpson. Und mit einer unglaublichen Leichtigkeit fand sie sich in eine Beschreibung von Indien; — sie schwärmte für Calcutta mit seinem herrlichen Ganges und stellte treffende Vergleiche zwischen orientalischer und europäischer Civilisation an; hierauf sprach sie von den noch unabhängigen Provinzen, von ihrem Vater, welcher ungeheure Ländereien und herrliche Gärten besitze. Dort, erzählte sie weiter, habe sie Klimpson kennen gelernt, und Klimpson verbeugte sich mit glücklichem Lächeln zur Zustimmung dessen, was seine Gemahlin mittheilte.

Pecheret wischte sorgfältig sein viereckiges Augenglas und sagte:

„Kapital, ganz kapital."

Unterdessen verabschiedeten sich die letzten Gäste. Lady Klimpson umarmte die Frauen und warf den Männern, die sich vor ihr verbeugten, ihre heißen, eigenthümlich bezaubernden Blicke zu.

Bald standen nur noch Pecheret und die beiden Freunde in dem Saal.

„Es ist schon spät," sagte Jacques, „wenn Sie erlauben, wollen wir uns empfehlen."

Lady Klimpson hielt sie noch einige Minuten zurück, „zum Plaudern", wie sie sagte; allein man hatte sich erhoben, und Klimpson begleitete die letzten Gäste bis zur Thür seines Gartens.

Plötzlich rief Lady Klimpson Jacques Belizay zurück.

„Kommen Sie, ich möchte Ihnen noch eine seltene Malerei zeigen. Sie haben sicher auf allen Ihren Reisen noch nichts Aehnliches gefunden."

Sie zog ihn mit sich bis in einen kleinen Salon, welcher ganz nach indischer Weise prächtig ausgestattet war und ihr als Boudoir diente.

Die anderen Männer warteten draußen und bewunderten die herrliche Nacht.

Nach einiger Zeit kehrte Lady Klimpson mit Jacques zurück.

„Wahrlich, ich habe noch nie etwas Interessanteres gesehen," sagte Jaques noch zu Lady Klimpson, indem er sich zum Abschied vor ihr verbeugte.

Man schüttelte sich die Hände; Pecheret bestieg einen Wagen und verschwand.

Jacques ließ seinen Kutscher langsam vorausfahren und wartete, bis Klimpson mit seiner Gattin in das Haus zurückgekehrt war, als ihn Paul Merseins folgendermaßen anredete:

„Ich glaube, Ihre ganze indische Geschichte hat sich in Ihrem eigenen Kopfe abgespielt."

„Glauben Sie? So rathen Sie, was mir Lady Klimpson soeben noch zeigte?"

„Nun, was war es denn?"

„Es war der Spitzenschleier, in welchen sie an jenem denkwürdigen Abend eingehüllt war......"

Paul betrachtete Jaques mit Verwunderung. Die Zuversicht, welche er in die Wahrhaftigkeit und die Ehre seines Freundes setzte, machten ihm die Worte auf seinen Lippen ersterben. Jacques errieth, was in ihm vorging und sagte:

„Ich sehe, Sie zweifeln noch immer an der Wahrheit meiner Geschichte."

„Soll ich annehmen, daß dieses reizende, intelligente Wesen, welches mit so viel Geist zu plaudern versteht, aus dem niedrigen Sumpfe eines indischen Dorfes hervorgegangen sei?"

„Sagte sie nicht selbst, daß sie an den Ufern des Ganges geboren wurde?"

„Möglich, daß ihr Leben ein Geheimniß enthält, aber das, was Sie mir erzählten, scheint mir unglaublich. Vielleicht eine außerordentliche Aehnlichkeit?......"

„Ich täusche mich durchaus nicht. Hat sie mich doch ausdrücklich gerufen, um sich mir zu erkennen zu geben."

„Was sagte sie zu Ihnen?"

„Sie führte mich in ihr Boudoir und zeigte mir den Schleier, ohne ein Wort zu sagen."

Alle Lichter des Klimpson'schen Hauses waren erloschen, es herrschte das tiefste Schweigen.

Die Freunde stiegen in ihren Wagen und kehrten nach Paris zurück.

Als sie sich trennten, sagte Paul:

„Lieber Jaques, ich hoffe, daß Sie die Indierin vergessen und an unseren Schwur denken werden."

„Mein Freund," entgegnete Jacques, „ich habe ein Vorgefühl, daß uns diese Indierin noch von großem Nutzen sein wird......"

Die Jagd nach dem Mörder.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß sich irgend etwas ereignete, das die Lage der Brüder zu ändern vermocht hätte. Die Untersuchungen nahmen ihren Verlauf, und die Gerichtsverhandlung stand in baldiger Aussicht. Durch ihre lange Haft verbittert, wurden die beiden Brüder immer mehr gegen einander aufgebracht; und hieraus glaubte man am Deutlichsten den Beweis ihrer Schuld ersehen zu können.

Frau Louis Farades und die beiden Mädchen fühlten sich entsetzlich verlassen: Alle ihre früheren Freunde hatten sich von ihnen zurückgezogen. Der Vater von Paul Merseins hatte schon einige Male heftige Auseinandersetzungen mit seinem Sohne gehabt, um ihm die Gedanken an seine Heirath auszureden. Doch hatte er vor dem unbeugsamen Willen seines Sohnes zurückweichen müssen.

„Für mich," hatte ihm dieser geantwortet, „ist Valentine's Vater unschuldig, und wäre er selbst schuldig, ich würde seine Tochter darum nicht weniger lieben. Die edle Ergebung und der Muth, welchen sie bei ihrem Unglück an den Tag legte, haben meine Liebe zu ihr nur noch befestigt."

Auch im Bekanntenkreise tadelte man lebhaft die Freunde, aber sie überhörten die versteckten Aeußerungen, denen sie hier und da ausgesetzt waren und wandten sich mit doppeltem Eifer ihrer Aufgabe zu. Paul besuchte seinen Vater nur noch selten. Auf der Börse verblieb er nur die nöthigste Zeit, dann eilte er zu Jacques, welcher seinen Urlaub ebenfalls ganz der Jagd nach dem Mörder geweiht hatte.

Eines Tages traf Paul bei seinem Freunde ein und rief ihm gleich bei seinem Eintritt entgegen:

„Es wird am Ende langweilig, so gar nichts Neues zu finden!"

Jacques antwortete nicht gleich.

„Was haben Sie?" fuhr Paul verwundert fort, „haben Sie etwas entdeckt?"

„Ja," entgegnete dieser, „aber ich will es Ihnen lieber gar nicht mittheilen, da Sie es doch wieder für eine Phantasie erklären werden."

Paul betrachtete den Freund mit Aufmerksamkeit; seine Augen schienen angegriffen, er drückte ihm von Neuem die Hand und bemerkte jetzt, daß sein Freund das Fieber hatte.

„Sie waren bei dieser Frau?"

„Nein."

„Dann wollen Sie zu ihr gehen, Sie haben ihr geschrieben?"

„Nein, sie hat mir geschrieben. Sehen Sie, daß ich kein Geheimniß für Sie habe? Lesen Sie diesen Brief."

Paul las folgende Zeilen:

„Die indische Sklavin hat Den nicht vergessen, welcher sie zweimal errettet hat. Sie hoffte auf seinen baldigen Besuch, doch da er zu zürnen scheint, kommt sie zu ihm. Wenn er sich noch der schönen orientalischen Nächte erinnert, so wird er diesen Abend in den Palast Derjenigen eilen, welche er einst liebte. Der Herr wird abwesend sein. Die Thüren werden geöffnet, Alles wird sicher sein. Nur die Gestirne des Himmels und die duftenden Blumen werden Zeugen unseres Glückes sein.

Fadejah."

Paul las den Brief bis zu Ende und gab ihn dem Freunde zurück.

„Wunderbar, wunderbar," sagte er, „aber ich hoffe, Sie werden nicht zu ihr gehen."

„Noch heute Abend um 10 Uhr werde ich bei ihr sein," lautete die ruhige Antwort.

„Das heißt sich der Gefahr in die Arme stürzen! Dieses Weib macht mich für Sie erzittern. Ich fürchte, Sie werden sich hinreißen lassen! Wissen Sie auch, wem Sie dadurch große Schmerzen bereiten werden?"

Jacques lächelte leichthin.

„Eine vorübergehende Tändelei hat mit der wahren Liebe nichts zu schaffen. Wenn ich Fadejah besuche, so thue ich es nicht, weil mich die Leidenschaft oder die Erinnerung an die Vergangenheit hinreißt; ich thue es, weil mich die Neugierde dazu treibt."

„So muß ich eben meinen Abend allein verleben!"

Indessen begleitete Paul seinen Freund bis an das Haus; hier verließ er ihn.

Die Villa Klimpson war in tiefe Nacht gehüllt, nirgends war ein Licht zu bemerken, nicht einmal an den Fenstern des Dienerschaftsgebäudes. Die Gartenthür war nicht verschlossen, sie war nur angelehnt. Paul sah seinen Freund noch durch den Garten schreiten und in den Eingang des Hauses treten: alsbald öffnete sich die Thür und er sah eine weiße Gestalt auf die Schwelle treten.

„Sie ist es!" murmelte Paul, welcher beim Schein des Mondes Lady Klimpson erkannt hatte.

Hierauf verlor er sich in der Nacht, während Jacques mit sichtlicher Erregung die Hand der schönen Frau an seine Lippen drückte.

Die Indierin sagte nur das eine Wort:

„Komme!"

Sie führte ihn in ihr üppig ausgestattetes, ganz mit golddurchwirkten Teppichen behangenes indisches Boudoir.

Dies Boudoir war nur durch den Schein einer Laterne erleuchtet, welche durch bunt bemalte Glasscheiben ein mildes Licht ausstrahlte.

„Wir können jetzt ungestört plaudern," sagte Fadejah, „wir sind allein, ganz allein."

„Hast Du mich gleich erkannt?" fügte sie hinzu.

„Im ersten Augenblick. Und Du?"

„Oh! ich!...... Wenn mich nicht die Anwesenheit von so vielen Personen zurückgehalten hätte, ich hätte gleich an jenem ersten Abend zu Dir gesprochen, wie ich heute zu Dir spreche."

„Du liebst mich also noch?"

„Ich weiß nicht, ob es das ist, was man Liebe heißt. Ich bin allein in diesem schrecklichen Paris, nur Du kennst meine Herkunft; ich habe daher nicht nöthig, diese heuchlerische Komödie fortzuspielen...... Dies Eine weiß ich nur: Kaum hatte ich Dich wiedergesehen, als mich eine Leidenschaft übermannte, mit Dir zu kosen...... wie damals...... weißt Du noch?"

„Wie kamst Du nur dazu, dies damalige Leben zu verlassen?"

„Das interessirt Dich wirklich?" rief Fadejah mit einem Anflug von Bitterkeit.

Einen Augenblick traten sie von einander zurück; dann kam Fadejah sanft und schmeichelnd wieder auf ihn zu.

„Ich habe mein Vaterland verlassen," sagte sie, „willst Du noch mehr erfahren? Dort war ich nichts; hier bin ich reich und mächtig. Als Königin kam ich hierher, Klimpson machte mich in Calcutta schon zu seiner Gemahlin."

„Wie gelangtest Du aber zu diesem Grad moderner Bildung? Wie kommt es, daß Du unsere Sprache so vortrefflich sprichst?"

„Ich habe gearbeitet. Das ist Alles."

„Liebtest Du Klimpson?"

„Niemals! Ich begegnete ihm auf meiner Laufbahn. Ich war ihm nützlich; ich habe ihm große Dienste geleistet und er bezahlte mir diese Dienste, indem er mich zu seiner Gattin erhob."

„Wirst Du von ihm geliebt?"

„Er betheuert, daß er mich liebt; doch ich verachte ihn; ich betrachte ihn nur als denjenigen, welcher mich auf meine jetzige, längst geträumte Rangstufe erhob."

„Man sagt, er habe eine Geliebte."

„Er lebt ganz nach der Mode und gestattet sich jeglichen Luxus."

„Wo ist er heute?"

„In England. Dort ist er häufig...... Allein, wozu diese Fragen? Als wir in Indien zusammen waren, fragtest Du mich nicht in dieser Weise."

„In Paris," entgegnete Jacques, „hat Jeder das Verlangen, Alles, was er sieht, zu ergründen. In Deinem Lande hat das Geheimniß einen unbeschreiblichen Reiz, welcher uns mit sich fortreißt, ohne daß wir ihm widerstehen können. Hier in Paris flößt jedes Geheimniß Furcht und Mißbehagen ein."

„So fürchtest Du Dich vor mir?"

„Ich befürchte Alles; doch Furcht kenne ich nicht."

Sie brach hier in ein heiteres Gelächter aus.

„Du bist ein Kind," sagte sie, „was soll dies Alles bedeuten?"

Das Boudoir, in dem sich Beide befanden, ging auf die hintere Seite des Gartens hinaus, an welcher die Eisenbahnlinie vorüberführte. Kein Mensch konnte sie beobachten, obwohl die Fenster weit geöffnet waren.

Fadejah ergriff plötzlich eine kleine Trommel, deren Hülle von Silber in den feinsten Arabesken gearbeitet war.

„Jetzt werde ich, wie Carmen, zu Ehren des Geliebten tanzen," sagte sie und ließ die Finger über die Oberfläche des Tamburins hingleiten. Sie war ganz in weiße, mit Gold und Silber besetzten Stoffen gekleidet. Die Haare hingen ihr in üppiger Fülle auf die Schultern herab. Langsam begann sie jene wundersamen wellenartigen Tanzbewegungen, welche damals in Calcutta einen solch' unauslöschlichen Eindruck auf Jacques zurückgelassen hatten. Und wieder riß sie ihn unaufhaltsam dahin; entzückt betrachtete er das seltsame Weib, und immer mehr überkam ihn ein Rausch, der seine Sinne berückte.

Bald begann sie unverständliche Worte zu reden, irgend ein Gebet zu Brahma, den geheimnißvollen Gott der Inder, zu erheben.

Die Pariserin erbleichte immer mehr. Wie sie den Geliebten bezaubert hatte, so schien sie selbst in eine andere Welt entrückt zu sein.

Allmälig erhob sich ihre Stimme zum Gesang; ihr heißes, sanftklingendes Organ ergoß sich in den zärtlichsten Tönen, sie sang ein rührendes Liebesgedicht in ihrer einzigen Sprache, welche die Mutter aller anderen Sprachen genannt wird.

Plötzlich strauchelte sie und warf sich, wie durch die Anstrengungen erschöpft, dem verwirrten Jacques zu Füßen.

„Herr," stammelte sie, „was wünschest Du von mir?".........

Sie bediente sich jetzt eines seltsamen Gemisches von indischer und englischer Sprache, ein Dialekt, wie er in Calcutta vom niederen Volke gesprochen wird.

Jacques erwiderte nichts, er schien verwirrt, seiner Stimme nicht mehr mächtig zu sein.

Da erhob sie sich und brachte eine Platte mit zwei Gefäßen, einem großen und einem kleineren; sie reichte Jacques ein eisiges Getränk und sagte:

„Du weißt, wir nahmen dies auch damals........."

Jacques verließ das Haus am andern Morgen. Das Fieber schüttelte ihn.

Er schlief den ganzen Tag über. Er wollte, daß seine Erregung vorüber sei, wenn Paul Merseins zur bestimmten Stunde ihn besuchen werde. Er war traurig und unruhig gestimmt und fragte sich vergebens, was aus diesem plötzlich wieder angeknüpften Verhältniß noch werden solle.

Paul kam wie gewöhnlich nach seinen Geschäften; Jacques erwartete ihn; er lag noch im Morgenkleide auf dem Divan ausgestreckt.

„Was? Noch nicht munter?" rief ihm Paul lachend entgegen.

„Ich wollte heute nicht auf mein Bureau gehen und hoffte, Sie würden zu mir speisen kommen."

Paul setzte sich zu ihm, sah ihm aufmerksam in's Gesicht und fragte theilnehmend:

„Wie war's bei der schönen Indierin? Zeigte sie sich weniger liebenswürdig, als Sie erwarteten?"

„Gewiß nicht; aber ich weiß nun wirklich nicht mehr, was ich beginnen soll. Soll ich mit Lady Klimpson brechen oder das alte Verhältniß wieder anknüpfen?"

„Gestern waren Sie ja noch in einer Begeisterung........."

„Welche heute vorüber ist. Alles in dem Klimpson'schen Hause kommt mir so seltsam, so geheimnißvoll vor."

„Was fanden Sie denn dort Geheimnißvolles?"

„Vor Allem kennt Niemand die Art und Weise der Geschäfte, welche Klimpson betreibt."

„Börse......Commission......"

„Ja, wenn es nur dieses wäre. Wer kann das wissen? Sein Luxus ist ungeheuer. Diese Nacht hat mir Fadejah ihre ganze wundervolle Einrichtung gezeigt; woher stammt all' dieser Reichthum?"

„Hat Sie Ihnen erzählt, auf welche Weise sie zu ihrer jetzigen Stellung kam?"

„Ich habe sie zweimal darum gefragt, und zweimal antwortete sie mir: ‚Was kümmert's Dich?' Und jetzt habe ich beinahe Furcht vor der Affaire, in die ich mich gestürzt habe."

(Fortsetzung folgt.)

— Kasernhofblüthe. Unteroffizier: „Einjähriger Müller, geben Sie Acht! Sie sind nicht mehr in Civil — jetzt muß alle Civilisation aufhören!"

Die diesjährige Einwanderung.

Fast jeden Tag kann man jetzt in den großen Hafenstädten an der atlantischen Küste, besonders aber in New York, lange Züge von Fremden sehen, die augenscheinlich soeben erst gelandet sind, um sich in den Ver. Staaten niederzulassen. Vor Allem ist es die ungewöhnlich große Zahl von Italienern, welche dem Zuschauer auffällt. Sie sind in der Regel mit Kisten und Bündeln beladen, welche ihr ganzes irdisches Eigenthum bilden, das wenige Geld ausgenommen, welches sie vielleicht in ihren Taschen tragen. Männer und Frauen sind durchweg von kleiner Statur, und man sieht es ihnen an, daß sie bisher ein Leben voll harter Arbeit und voller Entbehrungen geführt haben. Sie machen nicht den Eindruck, als ob sie gute Bürger der Ver. Staaten abgeben würden, und ihre große Menge ist ganz dazu angethan, die Befürchtung wachzurufen, daß sie dazu beitragen werden, das amerikanische Proletariat zu vermehren.

Die Italiener sind jedoch nicht die beste Klasse von Einwanderern, welche gegenwärtig in Castle Garden landen. Vor Allem sind es die deutschen Einwanderer, welche in diesem Jahr einen sehr guten Eindruck hervorrufen; auch die Irländer, Engländer und Scandinavier machen dieses Jahr durchweg einen günstigeren Eindruck, als ihre Landsleute, die seit Beginn der großen Einwanderungs-Periode in den Ver. Staaten gelandet sind. Auch kommen jetzt sehr viele Juden nach den Ver. Staaten, und man kann von vornherein sicher sein, daß sie Niemand zur Last fallen werden. Sie sind sparsam und unternehmend, und obendrein haben ihre Glaubensgenossen dafür gesorgt, daß ihnen der Anfang in dem „gesegneten Lande der Freiheit" nicht zu schwer gemacht werden wird.

Dieses Wiederaufleben der Einwanderung ist ein Zeichen davon, daß man hier zu Lande allgemein an die Wiederkehr besserer Zeiten glaubt und sich der Ueberzeugung hingiebt, daß wir einer langen Reihe von glücklichen Jahren entgegengehen. Es sind die Verwandten und Angehörigen der neuen Einwanderer, welche ihnen durch ihre Briefe mittheilten, daß es jetzt in Amerika „gut" sei und wahrscheinlich lange Jahre so bleiben werde, weshalb die Auswanderungslustigen sich beeilen sollten, sobald wie möglich herüberzukommen.

Die Einwanderung hatte in den Jahren 1881, 1882 und 1883 ihren Höhepunkt erreicht. Während dieser drei Jahre landeten in den Ver. Staaten nicht weniger als zwei Millionen Einwanderer. Auch bis zu dem Jahre 1885 dauerte die zahlreiche Einwanderung noch an. In der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrzehnts landeten mehr als drei Millionen Einwanderer in den Ver. Staaten, mehr, als in der ganzen Decade von 1870 bis 1880 und mehr, als jemals in irgend einem anderen Jahrzehnt seit Gründung der Ver. Staaten. Erst im Jahre 1885 und 1886 nahm die Einwanderung ganz auffallend ab. Im Jahre 1886 betrug sie sogar nur 350,000, eine Zahl, die zu derjenigen der Vorjahre in keinem Verhältnisse stand, obgleich sie im Allgemeinen im Vergleich mit früheren Jahren vor 1880 noch lange nicht die niedrigste war. Es ist sehr wahrscheinlich, daß in diesem Jahrzehnt mindestens fünf Millionen neuer Einwanderer nach den Ver. Staaten kommen werden, ungefähr halb so viel, als die Gesammtzahl der Einwanderer für die ganzen sechzig Jahre von 1820 bis 1880 betrug.

Angesichts der zahlreichen Arbeiterwirren, die seither in den Ver. Staaten ausgebrochen sind, wird vielfach von Augstmeiern die Nothwendigkeit betont, der übermäßigen Einwanderung Einhalt zu thun, als ob unser Land nicht groß genug wäre, um noch Millionen von Menschen ernähren zu können.

Amerikanische Schiffsjungen.

Junge Leute, welche bei Onkel Sam den Seedienst erlernen wollen, werden zuerst auf das Schiff „Minerva" geschickt, welches sich am Pier des Fußes der Westl. 28. Straße in New York befindet. Von dort werden sie auf die Uebungsschiffe versandt, alte, ausgediente Kriegsschiffe, die für Fahrten auf offener See nicht mehr tauglich sind. Man unterrichtet sie dort in Allem, was ein Matrose zu wissen und zu können braucht, und es dauert eine geraume Weile, ehe sie es im Klettern, im Handhaben und Repariren der Segel und in anderen ähnlichen „Künsten" zu einer genügenden Fertigkeit gebracht haben. Außerdem erhalten sie Unterricht in den gewöhnlichen Schulfächern. Stellt sich während des Unterrichts heraus, daß Einer oder der Andere der Schiffsjungen für besondere Zweige der Seemannskunde besondere Fähigkeiten zeigt, dann fehlt es in der Regel nicht an Officieren, die sich ein Vergnügen daraus machen, ihn in den betreffenden Zweigen weiter auszubilden.

Hat der junge Seemann ein Jahr oder länger auf dem Uebungsschiffe zugebracht, dann wird er einem Schiff auf einer der regulären Stationen beigeordnet. Hier beginnt für ihn das eigentliche Seemannsleben. Er ist vielleicht noch nicht einmal 16 Jahre alt, und doch wird von ihm erwartet, daß er im Stande ist, für sich selber zu sorgen, wie ein erwachsener Matrose, und alle Pflichten eines solchen zu erfüllen. Er muß regelmäßig auf die Wache ziehen, wie ein alter Seemann.

Für verwöhnte Muttersöhnchen, die daheim gewohnt waren, bis in die späte Nacht im Theater zu sitzen und Morgens bis 10 Uhr zu schlafen, bietet die Seemanns-Carriere allerdings wenig Verlockendes dar. Die Regeln auf dem Schiff sind unerbittlich. Auf den meisten Schiffen muß Jedermann schon um fünf Uhr Morgens auf den Beinen sein; — es sind besonders gutmüthige Capitäne, welche ihren Leuten erlauben, bis sechs Uhr zu schlafen. Dann beginnt die Arbeit des Tages. Erst muß das Deck mit Besen, Seife und reichlich Wasser gereinigt werden, dann folgt um 8 Uhr das Frühstück. Dasselbe besteht gewöhnlich aus Fleischspeisen, wie Wurst oder Beefsteak, aus Butterbrot und aus Kaffee. Dann geht es an die eigentliche Tagesarbeit. Bis etwa 10 Uhr wird an alten Segeln, Planken u. s. w. herumgeflickt und reparirt, worauf die Drillübungen beginnen. Dieselben dauern ungefähr zwei Stunden lang und sind ganz dazu angethan, den Appetit der jungen Leute auf das Mittagessen zu schärfen. Dasselbe ist in der Regel sehr reichlich und besteht aus Braten, Kartoffeln, Gemüse, Butterbrot und Kaffee. Zum Abendessen gibt es Käse, kaltes Fleisch, Brot und Butter, und Thee.

Auch am Nachmittag wird gedrillt, gearbeitet und gelernt, so daß die Stunden schnell vorüberfließen. Nur am Samstag-Nachmittag haben die jungen Leute frei und können sich ihre Zeit mit Ball- und anderen Spielen vertreiben. Am Sonntag erhält eine Anzahl derselben stets das Recht, an's Land zu gehen, wo sie sich amüsiren können.

Für den Anfang erhalten sie neben freier Beköstigung einen monatlichen Sold von $9, der jedoch binnen drei Jahren bis auf das Dreifache steigen kann.

Besonders tüchtige Jungen werden „chargirt" und erhalten dann $45 bis $60 per Monat nebst freier Kost.

Verschiedenes.

— Ein seltenes Abenteuer hat der Vertreter einer großen Berliner Glasfirma, ein Herr K., in dem Hotel einer ostpreußischen Stadt (den Namen möchte Herr K. im Interesse des Hotelbesitzers nicht genannt wissen) erlebt. K. lag eines Abends im Bett des Hotelzimmers und rauchte, eine Berliner Zeitung lesend, noch eine Cigarette. Hierbei fiel ein Funke auf den Bettvorleger und eben bückte K. zur Erde, um eventuell den Funken zu verlöschen, als er zu seinem nicht geringen Schrecken unter dem Bett eine Hand nach dem Funken sich ausstrecken und diesen ausdrücken sah. Er glaubte erst seinen Augen nicht zu trauen, warf einen zweiten Funken durch Anschlagen an die Cigarette auf den Bettvorleger und sah die mysteriöse Hand wieder hervorkommen und den Funken auslöschen. Nun wurde ihm die Situation klar. Mit einem Satz war er aus dem Bette und zur Zimmerthür; diese aufreißend und sie von außen verschließend war das Werk eines Augenblicks. Er schlug Lärm und mit genügender Bedeckung drang man in das Zimmer. Man kam gerade zeitig genug, um einen baumlangen Kerl davon zurückzuhalten, seine Flucht durch das Fenster des im ersten Stock belegenen Zimmers zu nehmen. Es war ein Dieb, der sich in's Hotel geschlichen hatte, um K. in der Nacht zu berauben. Er wurde festgenommen.

— Die Kunde von einem entsetzlichen Verbrechen, so schreibt man aus Antwerpen, störte die gehobene Stimmung, in welche eine glänzende Feier des Geburtstages Kaiser Wilhelms die deutsche Colonie Antwerpens versetzt hatte, die Kunde von einem schauderhaften, von einem Deutschen an eben diesem Tage verübten Verbrechen, welches das allgemeine Stadtgespräch bildet. Im verflossenen Jahre wohnte in der Offystraat ein Deutscher Namens W. Classen aus Köln, der mit seiner Frau und seiner etwa 21jährigen Tochter Sophie, einem sehr hübschen, kräftigen Mädchen, ein Cafe hielt. Im Mai vorigen Jahres machte Classen einen Mordversuch auf Frau und Tochter und verwundete dabei Beiden mit einer Axt den Schädel in fürchterlicher Weise. Wie durch ein Wunder entkamen die Mißhandelten dem Tode, aber während Classen auf die günstigen Aussagen der Ersteren hin vor Gericht dieserhalb nur zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt wurde, strengte die Ehefrau Classens in der Zwischenzeit gleichwohl gegen ihren Mann einen Ehescheidungsproceß an, der auch die Trennung der Ehe zur Folge hatte. Die geschiedene Ehefrau und ihre Tochter etablirten nunmehr ein Cafe in der Van Wesembekestraat. Am Morgen des 21. März, gegen 1½ Uhr, saß die Tochter Sophie in dem dichtbesetzten Lokale und plauderte mit einigen Gästen, als plötzlich W. Classen, der ganz kürzlich aus der Haft entlassen worden ist, in das Lokal eindrang und schnell nach einander aus nächster Nähe vier Revolverschüsse auf das Mädchen abfeuerte, welches ihm den Rücken zudrehte und ihren Vater gar nicht bemerkt hatte. Sämmtliche vier Kugeln drangen durch den Rücken bis in die Brust, eine von ihnen verletzte das Rückgrat sehr schwer. Das Opfer brach sofort zusammen, während einige der Gäste sich auf den Mörder stürzten und ihm den Revolver entwanden, aus dem er noch die zwei letzten Schüsse auf seine Tochter abzufeuern sich anschickte. Die hinzueilende Polizei verhaftete den Mörder, der die entsetzliche That aus Eifersucht begangen haben soll. Classen ist ein sehr liederlicher, durch übermäßiges Branntweintrinken total heruntergekommener Mensch; für das unglückliche Mädchen ist keine Hoffnung auf Erhaltung vorhanden.

— Ueber einen interessanten Fall von Bleivergiftung von Kühen werden aus Hannover folgende Mittheilungen gemacht: Von 50 Kühen, welche während 12 Tagen mit Rüben gefüttert waren, erkrankten mehr als 30 Thiere. Die Rüben, resp. die an den Rüben verbliebenen Schmutztheile erwiesen sich als stark bleihaltig, ein Umstand, der dadurch erklärt wird, daß die Rüben auf dem Ueberschwemmungsgebiete der Innerste gewachsen waren, welches Flüßchen bleihaltigen Sand (das Blei gelangt aus den Harzer Pochwerken in die Innerste) mit sich führt. Besonders auffällig war nun, daß schon seit 4 Jahren auf einem unter denselben Verhältnissen befindlichen benachbarten Acker Rüben gebaut und ohne Nachtheil verfüttert waren. Aber auch dieser Umstand läßt sich erklären: Der die giftigen Rüben liefernde Acker war nämlich stark mit Kalk gedüngt worden, und durch die Einwirkung des letzteren waren die ursprünglich unlöslichen und daher unschädlichen Bleiverbindungen in lösliche, also giftige übergeführt worden.

— Vor den Pariser Geschworenen stand vor einigen Tagen eine Badenserin, Margarethe Tafel, ihres Zeichens Stubenmädchen, das sich während der letzten Badesaison mit einem Kammerdiener Namens Foucarde in Houlgate eingelassen hatte. Foucarde war flatterhaft und machte Miene, sein Gretchen zu verlassen. Dieses lud ihn treuherzig zu einem letzten Schäferstündchen ein, nahm, während er den Schlaf des Gerechten schlief, eine lange Schneiderscheere und schlug sie ihm mit einem Bügeleisen in die Schläfe. Der arme Mensch erhob ein fürchterliches Geschrei, man eilte herbei und konnte ihn noch aus den Händen der Holden retten. Da Margarethe Tafel nicht des Mordversuchs, sondern nur schwerer körperlicher Verletzungen angeklagt war, so kam sie mit fünfzehn Monaten Gefängniß davon. Freigesprochen wurde hingegen von denselben Geschworenen ein Vater, der unter folgenden Umständen vier Revolverschüsse gegen seinen Sohn abgefeuert: Der Angeklagte, Pagnon, lebte seit 1871 getrennt von seiner Frau, weil sie ihm nach dem Commune-Aufstand wegen seiner Theilnahme als Bataillonstambour bei den Föderirten eine Verurtheilung zugezogen hatte. Auch um seinen Sohn kümmerte er sich nicht; aber als er voriges Jahr hörte, daß dieser ein schmucker, arbeitsamer junger Mensch geworden war, ließ er ihn zu sich kommen. Der Sohn hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Geliebte seines Vaters zu entführen, und nun überfiel der Vater ihn eines Tages auf der Straße und zerschmetterte ihm die Kinnlade. Wie schon gesagt, erbarmten sich die Geschworenen des Mannes, dem der Sohn die Stütze seines Alters geraubt hatte, und sprachen ihn frei, obwohl er noch ausdrücklich betonte, es thäte ihm leid, den Jungen nicht—empfindlicher gezüchtigt zu haben.

— Die Strenge des Onkels. Neffe: Lieber Onkel, ich benöthige dringend fl. 500. — Onkel: Zu welchem Zwecke? — Neffe: Es handelt sich...... um eine......Ehrensache, eine Spielschuld auf Ehrenwort...... — Onkel (streng): Das glaube ich Dir nicht! — Neffe: Wenn ich Dir denn schon die Wahrheit sagen soll, so erfahre denn, ich benöthige das Geld für eine Unglückliche, welche durch mein Verschulden dem Elend, dem bittersten Mangel preisgegeben ist! — Onkel (streng): Das glaube ich Dir nicht! — Neffe: Nun denn, ich brauche das Geld, um einer Tänzerin ein Bracelet zu kaufen! — Onkel: Ah! Das ist etwas Anderes! Das glaube ich Dir. Hier ist das Geld!

Metamorphose.

So gütig, großmüthig,
So liebevoll, zart,
So huldig, geduldig,
Voll Locken und Bart,
So schmiegsam, so biegsam,
So glühend voll Feuer,
So glücklich, erquicklich,
So war Er als Freier!

So dämlich, griesgrämlich,
So launisch und hart,
So zornig, so dornig,
In Allem apart —
So rücksichtslos kühl
Und so kahl wie 'ne Ratte,
So eklig, kaum erträglich,
So ist Er als Gatte!

— Berliner Gerichtsscene. Es war eine arg herabgekommene Erscheinung, der Arbeiter Joseph Kunowsik, welcher kürzlich mit einem heiseren „Schönen juten Morjen, Herr Jerichtshof", den Saal des Schöffengerichts betrat, und ohne Zurechtweisung des Nuntius seinen gewohnten Stammsitz auf der Anklagebank einnahm. Sein Hauptbekleidungsstück war ein dicker Flausch, welcher aus einer wahren Mustercollektion der verschiedenartigsten Flecken bestand; und seine Fußbekleidung erinnerte an römische Sandalen, da dieselben in kunst- und sinnreicher Weise durch Bindfäden ihrem Träger an's Bein gebunden war. Vors.: Angeklagter, Sie sind in Schlesien geboren? — Angekl: Jawoll, eijentlich bin ick een Wasserpollacke, aberst schon seit meiner Injegnung in Berlin. — Vors.: Ja, leider können wir Sie nicht mehr los werden; Sie scheinen aber kein Wasserfreund zu sein, denn Sie haben Ihrer Trunksucht schon manche Gefängnißstrafe zu verdanken und auch heute wird der Schnaps wohl bei der Ihnen zur Last gelegten Vergehen, Sachbeschädigung und Beamtenbeleidigung, eine bedeutende Rolle gespielt haben. — Angekl: Drinken dhut am Ende Jeder eenen un wenn ick det nich mehr kann, denn will ick lieber vont airdische Lebe Abstand nehmen, aber det nen Schutzm[illegible] ooch nich in't Glas spucken dhui, det weeß jebet Kind, ick hadde, als ick Soldat war, en Unteroffizier, der — Vors.: Enthalten Sie sich aller unnützen Redensarten, antworten Sie kurz, bek[illegible] schuldig, beim Schankw[illegible] Thür mit dem Fuße eing[illegible] ben? — Angekl.: Mit'n [illegible] werde ick woll mit injetreten [illegible] dicke Schwemmkloß hadde m[illegible] her rausgeschmissen un blos, [illegible] Jeld nich bei mir hadde.—V[illegible] sollten Sie vom Schutzmann [illegible] retirt werden und dem sollen S[illegible] haben: „Von einem Ochsen kann [illegible] nicht mehr verlangen, als ein gut [illegible] Rindfleisch" und „Verfluchter Lümm[illegible] ick schlage Dir die Pulle an den Kopf!" — Angekl.: Herr Jerichtshof, der Mann kennt meine Sprache nich un hat mir mißverstanden, wat ooch leichte möglich is, indem jerade en Wagen Bandeisen bei uns vorbeifahren dhat. Wo kann der Mann mir det for iewel nehmen, wenn ick ihm en Schnaps anbiete? — Vors.: Was meinen Sie mit dieser Ausrede? Erzählen Sie mal möglichst kurz. — Angekl.: Also er wollte mir einlochen un kömmt denn un buff, buff! wie die Leite det so machen, uf mir zu un sagt „Vorwärts, marsch!" Nanu? saje ick denn, man immer sachteken, un pianoporte, ick bin doch nich mer bei'n Kommiß, so schnelle jeht et denn doch nich, un lange mir meine Pulle raus un saje: Versuchen Sie mal en Kümmel! un so en Mann, der muß mir mißverstehn und denkt ich sage „Verfluchter Lümmel" — nu denken Sie blos an — un will den scheenen Schnaps nich drinken un ick sollte ooch keenen mehr jenehmigen un er jreift nach die Pulle, die ick so hoch in die Hand halte un meent, ick wollte ihn hauen. Denken Sie, ick werde einen mit 'ne Pulle hauen, wo noch wat in is, det looft ja Allens weck, wenn die Pulle inzwee jeht. — Vors.: Ihre Ausrede ist so übel nicht, wie war es denn aber mit der anderen beleidigenden Aeußerung, mit dem Ochsen?—Angekl.: Is denn det nich die reene Wahrheit und braucht der Mann sich det anzuziehen?— Vors.: Jetzt schweigen Sie nur, wir werden die Zeugen hören. Es erfolgte deren Vernehmung. Die Schuld des Angeklagten ist erwiesen, worauf dessen Verurtheilung zu drei Wochen Gefängniß erfolgt.

— Zuvorsichtig. „Georg, Sie müssen stets, wenn Sie in die Stube treten, anklopfen und dann warten, bis „Herein" gerufen wird," sagt die Frau Majorin zu ihrem neuen Burschen. Als der Herr Major und Frau Gemahlin bei Tische sitzen, steckt Georg seinen Kopf durch die Thürspalte, fährt aber rasch zurück, schließt die Thür[illegible] Die Frau Majorin ruft erstaunt: „Herein!......Georg, haben Sie nicht verstanden, Sie sollen erst anklopfen und dann warten bis Herein gerufen wird; statt dessen schauen Sie zuerst in die Stube — was soll das!" „Verstanden hab' ich's wohl gnädige Frau, aber ich hab' doch erst sehen müssen, ob Jemand in der Stube ist, der „Herein" rufen könnt'!"

— Bettlerpraxis. — A.: Aber warum sprichst Du den Herrn nicht an, der hätte gewiß 'was gegeben.—B.: Ach was, ich versteh' mich auf's Geschäft; ich spreche nur Zweie an, denn da schämt sich einer vor'm andern und sie geben beide.

— Unverbesserlich. (Ballettänzerin zu ihrer Collegin): „Was würdest Du machen, wenn ein reicher Gönner unsere Schulden bezahlte?"— „Neue."

— Starkes Selbstgefühl. „Warum heirathen Sie denn nicht?" — „Ja, wer soll dann den Mädchen den Mund noch wässerig machen?"

— Eulalia (zu ihrem Geliebten, der sie küssen will): „Um Gotteswillen, Kasimir, wir sind nicht allein; — siehst Du nicht meinen Mops!"

— Ein Zeitkind. Nachbars Fritz: „Möchtest Du nicht einmal einen Roman lesen, Elschen?" — Elschen: „Roman lesen? Nein — lieber einen erleben!"

— Der Glaube kommt. — Junger Mensch: Ich bin Freigeist und glaube an keinen Teufel. — Aelterer Herr: Das sagen Sie jetzt und ich sagte es früher auch, aber heirathen Sie erst und der Glaube wird Ihnen kommen.

— Gerechter Zweifel. „Die Cigarre riecht nicht so gut, als die, welche Sie mir das letzte Mal gegeben haben!"—„Entschuldigen Se — aber kann Ich doch nicht stecken in jeder Cigarr'!" — „Ja glauben Sie, daß sie dann besser riechen würde?!"

— Bescheiden. Mutter: „Wenn Du nur nicht die Absätze so schief gehen möchtest, Karl."—Karl: „Aber, Mama, das ist ja das einzige Vergnügen, das ich noch habe."

— Erkennungszeichen. — Feldwebel: Woran erkennt man den Hauptmann? — Rekrut: Am schofle Gaul.

— Schwerer Diebstahl. Amtmann: Was hat der Mann verbrochen? —Polizeidiener: Unserem Herrgott den Tag g'stohlen!

— Resolut. Herr: „Mein Fräulein, ich liebe Sie......" — Fräulein: „Und wohin machen wir unsere Hochzeitsreise?"